

Peter Truschner

Ortung

Raum.

Der Raum ist nach Einstein „alleiniger Träger der Realität“, weil alle anderen Größen wie Zeit oder Masse nur Bestimmungsmomente des Raums sind, der „daher nie leer sein kann“.

„Der Raum ist weder im Subjekt, noch ist die Welt im Raum. (...) Das Dasein ist in einem ursprünglichen Sinn räumlich, der Raum zeigt sich als Apriori. (...) Die Räumlichkeit des Daseins wird daher auch nicht bestimmt durch die Angabe der Stelle, an der ein Körperding vorhanden ist.“ (Heidegger)

Vom *Woher* zum *Wohin* des Menschen ereignet sich eine Art körperlicher und geistiger *Landnahme*, deren wichtigster Moment wohl die Domestikation von Zeit und Raum ist.

„Die menschliche Tatsache par excellence ist vielleicht weniger die Schöpfung des Werkzeugs als die Domestikation von Zeit und Raum, d. h. die Schöpfung einer menschlichen Zeit und eines menschlichen Raums (wobei die Integration in einen konkreten Raum und eine konkrete Zeit allen Lebewesen gleich ist). (...) In der Evolution kommt es zu einer durch Symbole vermittelten Inbesitznahme von Zeit und Raum durch den Homo Sapiens - eine Domestikation, die mit dem Haus und ausgehend vom Haus zur Schöpfung eines beherrschbaren Raums und einer beherrschbaren Zeit führen. Diese symbolische Domestikation führt auch zum Übergang von der natürlichen Rhythmik der Jahreszeiten, der Tage und der zu Fuß zu bewältigenden Distanzen zu einer neuen Rhythmik, deren Regelmäßigkeit durch das symbolische Netz des Kalenders, der Uhr und der Längenmaße bestimmt wird, (...) und die zum wichtigsten Element in der menschlichen Sozialisation wird, sodass die Gesellschaft im zwanzigsten Jahrhundert nur

noch einen Rahmen kennt: das Koordinatensystem der Städte und Straßen, in der die Bewegungen der Menschen von der Uhrzeit und dem Kalender bestimmt werden.“ (Leroi-Gourhan)

Die Wahrnehmung der umgebenden Welt erfolgt dabei auf zwei Wegen: der eine ist dem Wesen nach „dynamisch“ und besteht darin, den Raum zu durchqueren und dabei von ihm Kenntnis zu nehmen; der andere Weg ist dem Wesen nach „statisch“ und gestattet es, um sich herum die aufeinander folgenden Kreise anzuordnen, die sich bis an die Grenze des Unbekannten erstrecken. Der erste Weg gibt das Bild der Welt als Strecke wieder, die man zurücklegt oder die es zurückzulegen gilt; der zweite integriert das Bild in die Setzungen von Himmel und Erde, die am Horizont zusammenlaufen. Beide Modi sind – verschieden verteilt – bei allen Lebewesen vorhanden. Beim Menschen sind beide eng mit dem Gesichtssinn verknüpft.

Deleuze/Guattari wiederum unterscheiden zwischen dem „glatten Raum“ (dem Raum des Nomaden) und dem „gekerbten Raum“ (dem Raum des Sesshaften): „Im gekerbten Raum werden Linien oder Bahnen tendenziell Punkten untergeordnet, man geht von einem Punkt zum nächsten. Im glatten Raum sind die Punkte der Bahn untergeordnet. (...) Der glatte Raum ist eher ein Affect-Raum als ein Raum von Eigenschaften. Eher ein intensiver als ein extensiver Raum, ein Raum der Entfernungen und nicht der Maßeinheiten. (...) Die Wahrnehmung besteht hier eher aus Symptomen und Einschätzungen als aus Maßeinheiten und Besitztümern. Deshalb wird der glatte Raum von Intensitäten besetzt, von taktilen und klanglichen Kräften und Qualitäten, wie in der Steppe, in der Wüste oder im ewigen Eis. Das Krachen des Eises, der Gesang des Windes und des Sandes.“ Aber: „Auch der sesshafte Bauer hat vollen Anteil am Raum der Winde und den klanglichen und taktilen Qualitäten (seines Lebensraums, P. T.). Der einfache Gegensatz glatt/gekerbt funktioniert also nicht. (...) Das liegt daran, dass die Unterschiede nicht objektiv sind und man eingekerbt in Wüsten, Steppen, Meeren und sogar in Städten wohnen kann (der sprichwörtliche Stadtnomade).“

„Raum“ wurde vor 1900 entweder als unermessliches Behältnis aller möglichen Dinge angesehen (Newtons Container-Theorie) oder als Verhältnis zwischen den Dingen, das verschwindet, wenn die Dinge verschwinden (Leibniz). Um 1900 rückt der relationale Raum – im Gegensatz zum absoluten Raum der Physik – in den Vordergrund. Anknüpfend an Kant, der die Erfahrbarkeit von Raum als Leistung des wahrnehmenden Subjekts verstand, werden

Konzepte wie „Umwelt“ oder „Lebenswelt“ entwickelt und der „soziale“, „politische“ und nicht zuletzt „gesellschaftliche“ Raum Gegenstand eingehender Untersuchungen und Theoriebildungen.

„Die räumliche Praxis einer Gesellschaft sondert ihren Raum ab - sie produziert ihn und setzt ihn gleichzeitig voraus. (...) Der soziale Raum enthält, indem er ihnen ihre geeigneten Orte zuweist, die sozialen Reproduktionsverhältnisse (Beziehungen zwischen den Geschlechtern, den Altersstufen, den Familienmitgliedern) und die Produktionsverhältnisse (Organisation der Arbeit). (...) Der Raum wird erlebt, gesprochen, er besitzt einen Kern oder ein affektives Zentrum: das Ich, das Bett, das Zimmer, das Haus bzw. der Platz, die Kirche, der Wald. Er enthält die Orte des Leidens/der Leidenschaft und des Handelns, die der früher erlebten Situationen, d. h. er impliziert unmittelbar die Zeit. So kann er auf verschiedene Weise charakterisiert werden: als gerichtet, situiert und relational, weil er wesenhaft qualitativ, im Fluss und dynamisch ist.“ (Lefebvre)

Wo. Woher. Wohin.

Es stellt sich immer die Frage nach dem *Wo* – die Antwort darauf stellt die Grundlage für alle weiteren Fragen dar, die Frage nach dem Ursprung, dem Anfang von etwas (dem Leben, der Neigung, dem Projekt). Ein *Woher*, das unweigerlich zum *Wohin* führt (zum Ziel, zum Sinn, zum Schicksal). Beide Fragen verkörpern das Bedürfnis nach einer „Ortung“ (Heidegger) des (fragenden) Ich in der Welt.

Der Mythos des Orts/der Ort des Mythos: „Ich gehe hinaus in die Bibel“, schreibt Cees Nooteboom, und trifft dort auf „Fossilien aus Sprache, Fossilien aus Gesten.“ Wie Benjamin entdeckt er nicht nur geronnenes Leben im Versteinerten, sondern betrachtet Lebendiges, als ob es längst vergangen, geradezu urgeschichtlich wäre. „Das Ephemere wird dem Denken mythisch.“ (Adorno)

Freud hat vom Körper der Mutter gesagt, es gebe keinen anderen Ort, von dem sich mit ebenso großer Gewissheit sagen ließe, man sei dort schon gewesen. „Ort der Orte“, nennt ihn Irigaray.

Ort

Ein Ort ist eine für den Moment bestehende, jedoch vergängliche Konstellation fester Größen (Ausdehnung, Richtung, Geschwindigkeit).

„In einem Raum oder an einem Ort existieren, heißt, *sich unterscheiden*, unterschiedlich sein. Sich unterscheiden und etwas bedeuten ist dasselbe. (...) Ein Unterscheidungsmerkmal wird dabei nur dann zum sichtbaren, relevanten Unterschied, wenn es von jemand wahrgenommen wird, der in der Lage ist, einen Unterschied zu machen.“ (Bourdieu)

Schauplatz

Daraus folgt, dass es Sinn macht, nicht nur den Menschen als Spezies, sondern sich selbst als *Schauplatz* zu begreifen (was auch Spiel- oder Kampfplatz bedeuten kann), weniger als abgegrenzte Person oder fest umrissene Individualität. Es ist besser, in „Zuschreibungen“ und „Setzungen“ zu denken als im unabänderlichen „Besitz“ von Eigenschaften, Meinungen, Zielen usw. – auch wenn es sich politisch oder juristisch nicht vermeiden lässt, eine Person als Singularität zu konzipieren, unantastbar, isoliert, beinahe zeitlos. Ein Ort/Schauplatz ist immer auch ein Amalgam aus Zeit und Raum, eine geschlossene und offene Anordnung, ein Konglomerat aus Subjektivem und Objektivem, Materiellem und Immateriellem, Physik und Geschichte, das man – indem man sich (real oder imaginär) darin bewegt und durch Andere(s) bewegt wird – als *Situation* empfinden kann, der man ebenso angehört wie man ihr nicht angehört. (So ist es z. B. für Schauspieler ratsamer, die offene Situation zu spielen, nicht die abgeschlossene Figur.)

Extimität

Es ist ein Paradox, dass, je vertrauter man mit einem Ort wird, je mehr er zu einem Schauplatz wird, der Begriff davon und der Gebrauch, den man davon machen möchte, erschwert wird sowohl

durch die Zunahme an Information als auch durch die Festigkeit des Standpunkts, den man einnimmt. Das lässt sich auch auf das eigene Ich anwenden. „Je mehr ich mit mir umgehe, desto mehr verwundert mich meine Ungestalt“, heißt es bei Montaigne.

Der Schauende ist selbst Teil des Schauplatzes. Lacan nannte diese besondere räumliche Verschränkung „Extimität“, da sich Intimes und Externes verschränken. Was man betrachtet, bleibt nicht außen vor, sondern dringt in einen ein, vermischt sich dort mit Vorgefundenem. Das gilt nicht für ein reales, sondern auch für ein imaginäres oder symbolisches Geschehen, das nicht selten von (Vor-)Bildern vermittelt wird. Jeder Körper, jedes Ding ist in gewissem Sinn Opfer eines Bildes, wenn es ihm nicht gelingt, zu einem Kampfplatz der Bilder zu werden, zu einem Ort ihrer gegenseitigen Verfremdung.

„Im Wahrnehmungsgeschehen gibt es kein Innen und Außen, weil das Bewusstsein immer schon mit einem Außen verbunden/ auf ein Außen bezogen ist, Wahrnehmung immer Wahrnehmung von etwas ist.“ (Husserl)

Lücke. Zwischenraum.

Dennoch ist die Verschränkung nicht total. Die *Lücke*, die bleibt – der Zwischenraum –, ist der Ort, der mit der Imagination ausgefüllt wird. „The spaces between the figures are as important as the figures themselves.“ (Jeff Wall) Auch beim Schreiben/Fotografieren dreht es sich zumeist (im Grunde unausweichlich) um einen *realen* und einen *imaginären* Ort, um eine Tatsachenbehauptung und eine Imagination, die in Kombination einen ganz eigenen Sachverhalt ergeben. Die Grenzen von Realität und Imagination verschwimmen – wenn auch nicht vollends: „Je größer das Begehren, desto mehr ist es bestrebt, den *Zwischenraum* zu überwinden; dabei ihn dennoch zu erhalten.“ (Irigaray)

(Die *Zone* bei Tarkowskij macht den Eindruck eines schlummernden, fühlenden *Wesens*, beobachtet und beobachtend.)

Da- / Nicht-Da-Sein

Den Ort dabei nicht nur als ein Sichtbares begreifen, sondern dieses Sichtbare auch als durchdrungen und geformt von Unsichtbarem (gleich, ob dieses Unsichtbare nun in Form physikalisch messbarer Strahlungen, als verschüttete Vergangenheit oder aber als Projektion der eigenen Wünsche oder Ängste manifest wird). Bourdieu: „(...) eine nicht fassbare, dabei den Praktiken und Vorstellungen der Akteure Gestalt gebende Realität.“ (Virginia Woolfs „invisible presences“). Es ist jedoch „(...) eine unsinnige Forderung, das Unsichtbare sichtbar machen, das Unbekannte bekannt und das Undenkbare denkbar. Wir können zwar auf das Unsichtbare schließen, also dessen Existenz mit einer gewissen Sicherheit voraussetzen, aber darstellen können wir nur ein *Gleichnis*, das für das Unsichtbare steht, es aber nicht ist.“ (Gerhard Richter)

Punkt

„*Bezugspunkt*, Ort ohne Ort und zugleich Ort aller Orte. Durch den festen Punkt wird die Darstellung diskursiv, und der Diskurs wird darstellbar.“ (Serres) Aber: „Reduktion ist nichts anderes, als etwas auf den Punkt zu bringen.“

„Kein Ort irgendeines Dings im Universum ist dauerhaft, außer insofern er durch unser Denken als dauerhaft bestimmt wird.“ (Descartes)

Es ist aus künstlerischen Erwägungen sinnvoll, wenn nicht unabweichlich, von einem Punkt aus *loszugehen*, aber problematisch, wenn nicht unproduktiv, wiederum beim selben *anzukommen*. „Das Reale erobert die Formalien, wenn es den Punkt auflöst.“ (Serres)

Etwas konkreter: „Wir unternehmen eine Reise durch die Figur hindurch. Eine Figur ist jedoch kein fester einheitlicher Punkt, sondern ein Raum, in dem die Wege in unterschiedliche Richtungen führen.“ (Donellan)

Die Vorstellung, oder besser: die (performative) *Installation* eines Punkts erweist sich besonders dann als effizient, wenn er nicht nur als (re-)konstruierbar, sondern auch als dekonstruierbar gesetzt wird. Der temporäre, installative Charakter seiner Festigkeit wird dann offen für Zuschreibungen, Überschneidungen, kontingente und intentionale Wahl.

„Ein/e Schauspieler/in sollte sich auf ein Ziel konzentrieren, das konkret, in Bewegung, außerhalb, wandelbar, aktiv ist, und darauf wartet, entdeckt zu werden. Ein/e Schauspieler/in sollte nicht nach einem Ziel suchen, das allgemein, unbewegt, innerlich, unveränderlich, passiv ist und darauf wartet, erschaffen zu werden.“ (Donellan)

Subjekt

Selbst wenn man sich als *Subjekt* – und davon ausgehend: als besonderer Teil eines allgemeinen Prozesses – und das eigene Denken als im Fluss begreift: von irgendeinem raumzeitlichen, heuristischen Punkt (oder irgendeiner Hypothese) geht man immer aus. Dieser Punkt, diese Hypothese sind dann eine momentane Bestandsaufnahme, ein „Selfie“ des eigenen (Zu-)Standes x zum Zeitpunkt y – nicht mehr, nicht weniger. Hier macht es strategisch Sinn, nach dem Prinzip „zwei, nicht eins“ (Donellan) zu denken: Dass man sich selbst im Fluss befindet, flexibel und berührbar ist, und doch von einem klar umrissenen, rekonstruierbaren Punkt ausgeht (selbst dann, wenn sich herausstellt, dass der Weg das Ziel ist).

Was aber macht einen solchen Punkt aus?

„Von einem bestimmten Punkt an gibt es keine Rückkehr mehr. Dieser Punkt ist zu erreichen.“ (Kafka)

Wobei es Kafka dezidiert um die Unmöglichkeit der Rückkehr an den Ausgangspunkt geht. Derjenige, der sich auf den Weg macht, wird dadurch irreversibel verändert. Die Bereitschaft, ja, der Wille zu einer solchen Veränderung zeigt sich nicht erst an einem bestimmten Wende- oder aber Endpunkt, sondern im Grunde bereits am Anfangs- oder Bezugspunkt.

Etappe

Das Denken und Handeln in der (raumzeitlichen) Kategorie „Etappe“. Diesem Denken ist die Begrenztheit und Verwertbarkeit als zähl- und messbarer Rhythmus, der das Handeln bestimmt, bereits eingeschrieben, was natürlich eine Verkürzung dessen bedeutet, was anhand des Gegenstands erfahrbar (erlebbar, denkbar, machbar) werden könnte. Aber um einer solchen Strukturierung zu entsagen oder sie zumindest temporär außer Kraft zu setzen, braucht es die Fähigkeit, sich einzulassen und in etwas zu versenken, wovon man nicht genau weiß, wohin es einen führen wird.

Kultur setzt eine tiefe Aufmerksamkeit, einen zeitlich offenen Denkraum voraus. „Der unserer gegenwärtigen Kultur innewohnende rasche Fokuswechsel zwischen verschiedenen Aufgaben, Informationsquellen und Kommunikationsprozessen zerstreut diese Aufmerksamkeit, verunmöglicht sie nahezu.“ (Han)

„Habe ich den Ofen kontempliert, und es wird mir nun gesagt: jetzt kennst du aber nur den Ofen, so scheint mein Resultat allerdings kleinlich. Denn das stellt es so dar, als hätte ich den Ofen unter den vielen Dingen der Welt studiert. Habe ich aber den Ofen kontempliert, *so war er meine Welt* und alles andere dagegen blass.“ (Wittgenstein)

Dieses Multitasking muss jedoch nicht zwingend eine Zerstreuung der Aufmerksamkeit bedeuten, sondern kann etwas Synergetisches, Zusammenführendes, in der wechselseitigen Be Spiegelung Befruchtendes sein. Etwas Multiplikatorisches, nichts Additives. „Das Kunstwerk ist eine synthetische Kraftzentrale.“ (Adorno)

Aus: Peter Truschner: *Die Reise, die niemals endet*. Typoskript des gleichnamigen Seminars im Bereich „Interdisziplinäre künstlerische Praxis und Theorie“, Universität der Künste, Berlin 2014/2015.